

Oliver König

## Zeitschriftenbesprechung

Psychotherapie und Sozialwissenschaft. Zeitschrift für qualitative Forschung, Geschäftsführende Herausgeber: Michael B. Buchholz und Ulrich Streeck, beide Göttingen, Verlag Vandenhoeck und Ruprecht: Göttingen 1999.1, Erscheinungsweise vierteljährlich mit ca. 80 Seiten je Heft. ISSN 1436-4638. Jahresabonnement DM 145,-/öS 1.058,-/sFr 128,-; Einzelheft DM 46,-/öS 336,-/sFr 44,-.

Erschienen in: Familiendynamik, 26 Jg. H. 2, April 2001, S. 188-192

"Was ist der Fall in der Psychotherapie?" Mit dieser Leitfrage beginnen die Herausgeber in der ersten Nummer der neuen Zeitschrift die Vorstellung ihres Programmes. Sie sprechen damit zwei Ebenen an: Was passiert eigentlich in dem professionellen Handeln, das sich Psychotherapie nennt, und in welchem Zusammenhang steht dies zu den offiziellen Theorien der psychotherapeutischen Schulen? Und wenn man sich diesem Handeln forschend nähert, was ist eigentlich das Fall-Material einer solchen Forschung?

Die Konsequenzen dieser Fragestellungen sind durchgreifender, als es die Feststellung der Herausgeber vermuten läßt, "daß das, was Psychotherapie ausmacht, nicht nur mit dem medizinischen Paradigma der Krankenbehandlung verstanden, sondern auch als soziales Ereignis begriffen werden muß" (1). Denn die vorgestellten theoretisch-empirischen Ansätze und Methoden aus den Sozial- und Literaturwissenschaften und ihre Anwendungen auf das psychotherapeutische Feld verschieben die Gewichtung dieser Gegenüberstellung. Ohne die Medizin soziologisieren zu wollen erscheint es angebracht, nicht nur die Krankenbehandlung als ein durch und durch soziales Ereignis anzusehen, sondern es ist auch historisch gesehen ein Ergebnis des 19. Jahrhunderts, daß die Psychotherapie überhaupt dem medizinischen System zugeordnet wurde, auch wenn sie dort immer randständig blieb, bzw. sich in Gegenbewegungen eigenständig zu konturieren versuchte. Die jüngste rechtliche Einrahmung durch das Psychotherapeutengesetzes ist als ein Zwischenschritt in diesem widersprüchlichen Prozeß von Differenzierung und Entdifferenzierung zu begreifen. Zwar findet ein Teil von Psychotherapie in den institutionellen und organisatorischen Kontexten des medizinischen Systems statt, bleibt aber dort ein Fremdkörper, weil es mit (schul)medizinischem Handeln im technischen Sinne nur in Randbereichen zu tun hat. Zugleich sind diese inhaltlichen Schnittmengen und der Anspruch der Medizin auf alles, was mit "Gesundheit" zu tun hat, sowie ihre wirtschaftlichen Interessen groß genug, um ihren Prioritätsanspruch aufrechtzuerhalten. Und wenn es in der derzeitigen Auseinandersetzung um die Frage geht, welche "wissenschaftlich anerkannten" Verfahren in eine medizinisch dominierte Psychotherapie aufgenommen werden, dann basiert dies auf der Durchsetzung eines legitimatorisch verengten naturwissenschaftlich Wissenschaftsverständnisses.

Es entspricht durchaus der Logik dieser Auseinandersetzungen, daß sich als Gegenbewegung dazu nicht nur immer neue weltanschauliche, lebensreformerische, quasi-religiöse und esoterische Formen von Psychotherapie entwickeln, sondern sich auch die wissenschaftliche Kooperation zwischen Psychotherapie und den Sozial- und Literaturwissenschaften zu konsolidieren beginnt. Während weite Teile der bisherigen Psychotherapieforschung noch etwas ratlos vor dem selbstentdeckten "Dodo-Prinzip" stehen (nobody wins and everybody gets a price) und zudem bis in ihre Kategorien hinein von berufsständischen Interessen durchdrungen sind, so wird hier an Forschungstraditionen angeschlossen, denen es um die Rekonstruktion genau jener alltagsweltlichen und wissenschaftlichen Kategorien geht, die diesem Handeln und den darauf bezogenen Theorien zugrunde liegen.

Theoretische Orientierung und forschungspraktische Zugänge bieten hierfür vor allem diejenigen Ansätze in der Soziologie, die danach fragen, "wie die Akteure gerade die unendliche Vielfalt sozialer Wirklichkeit durch ihr Tun hervorbringen und ordnend gestalten" (6). Es sind dies vor allem Spielarten des sozialen und phänomenologisch orientierten Konstruktivismus, der symbolische Interaktionismus, Ethnomethodologie und Ethnographie, aber auch die Ethnologie. Hinzu kommen die in en-

gem Austausch damit entwickelten Ansätze aus Linguistik und Sprachwissenschaft, die bei der "diskursiven Wende" der Sozialwissenschaften eine bedeutsame Rolle gespielt haben.

Ihre gemeinsame Ausrichtung auf das interaktive Zustandekommen von sozialer Wirklichkeit opfert die Frage ihrer Erforschung nun keineswegs einem mißverstandenen kulturellen Relativismus. Vielmehr wird die Erforschung dieser Wirklichkeit schwieriger, da sie nun nicht einfach als soziales Faktum erfragt und quantifiziert werden kann. Es bedurfte der Entwicklung einer Forschungsmethodologie und dazugehörigen Methoden, auch um sich von einigen hiermit in Verbindung stehenden durchaus problematischen Traditionen einer hermeneutisch orientierten "Intuitionstheorie" in der Soziologie zu befreien. Genau dies ist nun 1980er Jahren geschehen mit der Entwicklung und Ausdifferenzierung von qualitativen Methoden in den Sozialwissenschaften. Erst dies macht diese Ansätze für die Psychotherapie interessant, denn Intuitionstheoretiker gibt es dort schon genug. "Die neuen, zum Teil strikt empirisch vorgehenden methodischen Zugänge der Konversationsanalyse, der Ethnographie der Kommunikation oder aus der kognitiven Linguistik entstehenden Verfahren wie die Metaphernanalyse, sodann die objektive Hermeneutik, die Inhaltsanalyse von Erzählungen oder die Beobachtung des mimisch-gestischen Austausches gestatten nun, 'Gesellschaft' als dasjenige zu bestimmen, dem wir alltäglich nicht nur ausgesetzt sind, sondern das wir 'herstellen', also auch in psychotherapeutischer Interaktionen" (2). Die Besonderheit dieser Entwicklung liegt vor allem darin, daß diese Methoden nicht mehr nur eine (kleine) Alternative zu den arrivierten quantifizierenden Methoden sein wollen, sondern sie "mit dem Ziel der Rekonstruktion sozialer Ordnungen" (10) antreten. Ihre Anwendung in der Psychotherapie setzt allerdings einen fundamentalen Perspektivwechsel voraus, die Anerkennung des "Primat des Sozialen" (5). Auch wird die Subjektivität des Patienten (aber auch des Therapeuten) nicht als abgeschlossene Monade angenommen, die von außen diagnostiziert, gedeutet und verändert werden kann, "sondern als in Interaktionen hergestellt betrachtet" (6). "Was der Fall ist", kann mit diesen Zugängen nun methodisch kontrolliert rekonstruiert werden, und zwar am konkreten, d.h. als Bild, Ton oder Text dokumentierten Fallmaterial. Zwar leiden die qualitativen Methoden immer noch an der Aufwendigkeit ihrer Durchführung. Diese liegt aber mehr in der Auswertung als in der Erhebung der Daten, da diese möglichst wenig in das Forschungsfeld eingreift, bzw. der zu erforschenden Praxis einen offenen Raum zur Verfügung stellt und sie nicht vorab konstruierten Kategorien unterwirft. Dies erfordert aber im Nachhinein einen größeren Aufwand in der (Re)konstruktion eben dieser Kategorien.

Die methodologische Einbeziehung des Forschungskontextes verhindert zudem, daß das primäre Material einfach mit "Wirklichkeit" gleichgesetzt wird, sondern der für Forschung notwendige und unvermeidliche Bruch mit dieser Wirklichkeit mitgedacht werden kann. Erschwert wird damit eine normative Indienstnahme von wissenschaftlichen Ergebnissen für psychotherapeutisches Handeln, aber auch die Kolonialisierung dieses Handelns durch Wissenschaft, da es "nicht als unmittelbare Anwendung von wissenschaftlichem Wissen beschrieben werden" (16) kann, bzw. "professionelle Psychotherapie nicht allgemein definiert, sondern nur individuell im praktischen Vollzug realisiert werden kann" (17). Zugleich braucht eine solche Haltung nicht einem "Mystizismus zu verfallen, dem das Geschehen so geheimnisvoll ist, das es angeblich überhaupt nicht empirisch untersucht werden kann" (23).

Voraussetzung für diese Art der Herangehensweise ist es, "die Natürlichkeit der Daten zu erhalten" (19). Wie wenig dies dem üblichen Vorgehen in der Psychotherapie entspricht, macht ein kurzer Blick auf den größten Teil der psychotherapeutischen und psychoanalytischen Literatur deutlich, in der in der Regel die soziale und psychische "Wirklichkeit" des Patienten erklärt und gedeutet wird ohne die Präsentation von originären Daten, was überhaupt erst einen kritischen Nachvollzug dieser Erklärungen erlauben würde. Solche Falldarstellungen und theoretischen Erörterungen dienen weniger dem Verständnis des zugrunde gelegten "Materials" als vielmehr der Formulierung, Rechtfertigung bzw. Rekonstruktion der vorgeführten Kategorien. Die Wirklichkeit tritt in den Dienst der Theorie bzw. ihrer Vertreter. Ein durchaus typischer Fall aus der Psychoanalyse wird in einer kritischen Stellungnahme (S. 309-315) zu zwei Artikeln in der Zeitschrift Psyche (Jg. 52, S. 1147ff.) aufgegriffen, die ein guter Fundort ist für solche sich selbst bestätigende psychoanalytische Prosa.

Die beiden geschäftsführenden Herausgeber der Zeitschrift, Michael B. Buchholz und Ulrich Streeck, der eine Psychologe, der andere Mediziner, sind nun selber Psychoanalytiker und arbeiten am Landeskrankenhaus Tiefenbrunn, einer Klinik mit einer langen psychoanalytischen Tradition. Dies erklärt, trotz ihres kritischen Standpunktes, ihre Präferenz für psychoanalytisch orientierte Psychotherapie, was sich auch in den Beiträgen der Zeitschrift widerspiegelt. Zugleich hat die Verbindung zwischen Psychoanalyse und Soziologie eine lange Tradition, was einen Brückenschlag erleichtert haben mag, auch wenn diese Brücke aufgrund der hervortretenden Unvereinbarkeiten immer recht brüchig geblieben ist. Die Publikationen von Buchholz in den 1980er Jahren dokumentieren zudem eine intensive Auseinandersetzung mit systemischen Modellen, die ihrerseits wiederum von sozialwissenschaftlichen Ansätze beeinflusst sind, bevor er sich zu Beginn der 1990er Jahren der qualitativen Forschung zuwendet und in der Folge eine Reihe Publikationen dazu vorlegt. Genannt seien hier "Metaphern der 'Kur'. Studien zum therapeutischen Prozeß" (1996), "Psychotherapeutische Interaktion. Qualitative Studien zu Konversation und Metapher, Geste und Plan" (Hg. 1995) und zusammen mit Ulrich Streeck "Heilen, Forschen, Interaktion. Psychotherapie und qualitative Sozialforschung" (Hrsg. 1994).

Die Gründung der Zeitschrift mit ihrem multidisziplinären Herausgeberkreis ist ein weiterer Schritt in dieser Zusammenarbeit und in ihrem vorzüglichen programmatischen Editorial zum ersten Heft treten einem die Resultate in äußerst kondensierter Form entgegen. Professionelle Psychotherapie als Interaktionsgeschehen in einem konkreten beruflichen Kontext zu begreifen und aus diesem Geschehen zu rekonstruieren, produziert ein anderes Bild dieses Geschehens, als es die offiziellen Theorien vorgeben und es in den beruflichen Selbstbildern von PsychotherapeutInnen verankert ist.

Die Beiträge des ersten Jahrganges sind alle von guter Qualität. Manchmal treten allerdings auch die Schwierigkeiten zu Tage, die vorgelegte Programmatik umzusetzen. So wird z.B. in der hermeneutischen Analyse von videographierten Spielszenen (B. Hoeltje) von einer Vierjährigen gesagt, sie spiele eine "präödpale Mutter" (141), d.h. ein theoretisches Konstrukt (das psychoanalytische Entwicklungsmodell) geht schon in die Beobachtungssprache ein, wodurch die zu analysierende Szene ihre Eigenständigkeit gegenüber ihrer theoretischen Beschreibung und Analyse verliert. Daß solche Schwierigkeiten tendenziell häufiger bei Praktikern auftreten und weniger bei AutorInnen aus dem wissenschaftlichen Lager verweist darauf, daß es die Praktiker sind, die die Kluft zwischen alltagspraktischem Handeln und Rekonstruktion dieses Handelns überwinden müssen, vor allem wenn sie sich auf eine solche Rekonstruktion einlassen. Therapeuten brauchen bestimmte Handlungsselbstverständlichkeiten und Glaubenssätze, um mit ihren Klienten erfolgreich arbeiten zu können, und können sie nicht andauernd wissenschaftlich in Frage stellen. Hier liegen reichhaltige Themen verborgen, bei denen es weniger um die PatientInnen und mehr um die PsychotherapeutInnen und ihre berufliche Realität geht, und es ist zu hoffen, daß dies in den zukünftigen Heften entsprechende Aufmerksamkeit finden wird.

Inhaltlich aufgebaut sind die Hefte wie die anderer Zeitschriften dieser Art. Es finden sich drei bis vier Hauptbeiträge pro Heft, insgesamt 13 in diesem Jahrgang, davon bis auf einen alle in einzelner Autorenschaft. Gerade dieser führt aber die Möglichkeiten einer interdisziplinären Ausrichtung vor, kooperieren hier doch eine Professorin für Romanistik und Linguistik (E. Gülich) und ein Oberarzt am Epilepsie-Zentrum Bethel (M. Schöndienst) in ihrer Analyse der Krankheitsbeschreibungen von Anfallskranken. Es ist vielleicht nicht umsonst dieser Beitrag, in dem die Relevanz solcher Forschung für die klinische Praxis besonders plausibel wird. Anderen Beiträge befassen sich mit Eltern-Kleinkind-Beratung (M. Dornes), Alltagsvorstellung von Depressionen (N. Kronberger), dem Widerstandskonzept der Psychoanalyse (H. Will), den interaktionellen Elementen von Empathie (E. Daser), der Analyse von Metaphern (H. Hülzer), den Aufnahmegesprächen in der Psychiatrie (J. Bergmann), den Problemlagen bei der Weitergabe von Ergebnissen von Fallstudien an die Untersuchten (B. Hildenbrand).

Zur Programmatik gehört es auch, daß nicht nur Beiträge zum therapeutischen Geschehen im engeren Sinne erscheinen, sondern Psychotherapie und Medizin auch als ein kulturelles Phänomen betrachtet werden, das seine Widerspiegelung in öffentlichen Diskussionen und den Medien findet, bzw. von diesen Prozessen ihrerseits beeinflusst wird. Hierzu gehören Beiträge zu einer Gesundheitssendung über Brustkrebs (J. Lalouschek), die Analyse einer Fernsehdiskussion mit Daniel J. Goldhagen und ein

essayistischer Kommentar zu einer Zeitungsmeldung über eine Schlägerei mit Todesfolge (M. Neumann). Hinzu kommt in Heft vier die schon angesprochene Rubrik der kritischen Stellungnahmen, in der der Bruch mit den Praktiken des psychoanalytischen Establishments wesentlich stärker hervortritt, als dies in den meisten Artikeln der Fall ist. Nicht zuletzt gibt es eine Rubrik für Buchbesprechungen (insgesamt acht in diesem Jahrgang), die eine wichtige Funktion einer Zeitschrift ausmachen, auch wenn sie häufig als Stiefkind behandelt werden, können doch hier neuere Ansätze in Kurzform einem breiteren Publikum vorgestellt werden. Nicht nur aufgrund ihrer Qualität hervorzuheben sind hier zwei Besprechungen von Buchholz, die jeweils eine amerikanische Publikation vorstellen und damit erlauben, über den Tellerrand der doch manchmal sehr engen deutschen Diskussion hinauszuschauen.

In der Bilanz kann klar gesagt werden: die Zeitschrift ist mehr als nur eine Bereicherung im Spektrum psychotherapeutischer Periodika, sie verweist auf eine andersartige Konzeptionierung von Psychotherapie als "eine Ergänzung und ein Gegengewicht zur Medizinalisierung der psychotherapeutischen Welt" (27). Inwieweit eine solche Zielbestimmung angesichts der Mächtigkeit des medizinisch-technischen Apparates und der enormen ökonomischen Bedeutung des Gesundheitswesens mehr sein kann als eine weitere eher randständige Entwicklung, ließe sich selber zum Thema machen. Auf jeden Fall werden die ausdifferenzierten Methoden soziologischer Mikroanalyse hier einem therapeutischen Publikum gut zugänglich gemacht. Auch haben einige SoziologInnen inzwischen die (in ihrer Zeit durchaus sinnvolle) Tradition der Psychiatrie- und Psychotherapiekritik verlassen und setzen sich selber vermehrt den alltäglichen Problemlagen in diesen Institutionen aus, bzw. entwickeln ein Verständnis, daß diese Praxis nicht mehr nur als medizinische oder psychologische zu begreifen ist, sondern durchaus ein originäres Terrain einer angewandten Sozialwissenschaft darstellt. Zu wünschen wäre, daß sich auch vermehrt Vertreter anderer therapeutischer Ansätze zu Wort melden. So erstaunt das Fehlen von systemischen Ansätzen, die Psychotherapie ebenfalls als Interaktion begreifen und zudem eine hohe Sprachsensitivität aufweisen. Ähnliches gilt z.B. auch für die Hypnotherapie. Letztendlich gibt es keinerlei wissenschaftliches Argument, irgendein psychotherapeutisches Modell aus der zu untersuchenden Praxis auszuschließen. Diese Praxis muß allerdings auch bereit sein, sich einer solchen Rekonstruktion auszusetzen. Manche beschriebene Problemlage ist zudem vorrangig ein Hausprodukt der Psychoanalyse mit ihrer Aufdeckungs- und Mißtrauensorientierung und den entsprechenden Handlungsmaximen für den Therapeuten, während eine stärkere Ressourcenorientierung, die sich allmählich auch in der Psychoanalyse durchzusetzen scheint, andere Handlungsmodelle hervorbringt. In einer Zeit verstärkten Legitimationsdrucks können sich aber wahrscheinlich nur die Praktiken einer solchen Forschung aussetzen, die eine gewisse institutionelle Absicherung erreicht haben oder die sich jenseits dieses legitimatorischen Feldes plazieren.

Der Preis der Zeitschrift ist zwar mit 0,45 DM/Seite hoch, was mit dem Aufwand und dem Risiko zusammenhängen mag, heute eine weitere Zeitschrift auf einen ohnehin schon engen Markt zu bringen. Der Verlag bietet aber die ersten Hefte zu einem günstigen Kennenlernpreis an.